

Samstagsinterview «Früher hatten wir noch Zeit zum Plaudern»

Biel Seit 20 Jahren gibt es die Spitex in Biel, vor zehn Jahren schlossen sich Lengnau, Pieterlen und Leubringen-Magglingen zur Spitex Regio Biel-Bienne zusammen. Während dieser Zeit hat sich der Druck im Gesundheitswesen stetig verschärft. Ein Gespräch mit Geschäftsleiter Markus Irrniger und Präsident Martin Wiederkehr.

Interview: Brigitte Jeckelmann

Markus Irrniger, es war schwierig, einen Termin bei Ihnen zu bekommen: Sitzungen von morgens bis abends, bis in alle Nacht hinein – was ist der Grund?

Markus Irrniger: Ich habe einfach viel zu tun. Das ist auch gut so. Es geht darum, die Spitex so aufzustellen, dass der grösstmögliche Nutzen zugunsten unserer Klienten entsteht. Und das bei beschränkten finanziellen und personellen Ressourcen. Das ist eine Herausforderung, aber im positiven Sinn. Denn die Spitex schreibt seit 20 Jahren hier in Biel eine Erfolgsgeschichte: Mit einer guten ambulanten Versorgung erfüllen wir den Wunsch der älteren Menschen, so lange wie möglich zuhause bleiben zu können.

Martin Wiederkehr: Unter unseren Klienten sind zudem zunehmend Kinder: Auch kranke Kinder sind lieber daheim als im Spital. Die Kinderspitex ist ein ganz wichtiges Standbein der Spitex Biel-Bienne Regio, das sich in den letzten 20 Jahren stark entwickelt hat.

Blicken wir zurück: 1998 entstand aus zwei Bieler Vereinen die Spitex Regio Biel-Bienne, zehn Jahre später

kam der Zusammenschluss mit Lengnau, Pieterlen und Leubringen-Magglingen – weshalb?

Wiederkehr: Der Kanton kritisierte, dass es viel zu viele kleine Spitexorganisationen

«Gut ausgebildetes Personal kostet, das gibt es nicht zum Schnäppchenpreis.»

Martin Wiederkehr

nen gebe, das Thema Regionalisierung kam auf. Damals war die Spitex-Landschaft in Bewegung: Man musste sich zusammenschließen und grössere Einheiten bilden. Ziel war, die Qualität zu optimieren. Dazu brauchten die Organisationen mehr ausgebildete Fachleute.

Die Spitex steht wegen der Sparmassnahmen des Kantons unter Druck. Er will nächstes Jahr sechs Millionen Franken bei der ambulanten Versorgung sparen. Wie gehen Sie damit um?

Irrniger: Schon zuvor hatte der Kanton beschlossen, die Beiträge für die Hauswirtschaft zu streichen. Für uns war klar, dass wir diese Leistungen nicht mehr kostendeckend erbringen können. Deshalb haben wir uns der Bellevie AG als Miteigentümerin angeschlossen, eine Tochterfirma von sieben Spitexorganisationen im Kanton. Diese übernimmt nun die hauswirtschaftlichen Arbeiten bei unseren Klienten.

Was tun Sie noch?

Irrniger: Der Regierungsrat und eine Mehrheit des Grossen Rats sind der Auffassung, dass man von den 25 Millionen Franken Versorgungsgeld problemlos ein Viertel streichen kann. Das sehen wir anders. Wir haben eine Studie in Auftrag gegeben, die belegt, dass bereits jetzt eine Unterfinanzierung von über drei Millionen besteht. Mit sechs Millionen weniger nimmt diese massiv zu. Wir überlegen uns im Vorstand des Spitexverbands des Kantons Bern, in dem ich auch vertreten bin, im Hinblick auf die Budgetdebatte im kommenden Herbst im Grossen Rat zu versuchen, diese Einsparungen rückgängig zu ma-

chen.

Und wenn das nicht gelingt?

Irniger: Dann werden immer mehr Spitexorganisationen rote Zahlen schreiben, weil sie nicht mehr kostendeckend arbeiten können. Es fragt sich, wie lange es geht, bis die erste Spitex aufhören muss, weil sie kein Geld mehr hat. Der Regierungsrat argumentiert natürlich anders. Er sagt, die Spitex sei schlecht organisiert, da sei viel zu viel Luft drin, man könne ganze Führungsetagen abbauen und würde nichts davon merken, überdies würden dort exzessive Löhne bezahlt.

Die zurückgetretene Verwaltungsratspräsidentin erhielt für ihre Anstellung ein Jahresgehalt von 185 000 Franken.

Irniger: Mit der Affäre rund um die Spitex Bern hat der Regierungsrat ein günstiges Beispiel gefunden und dies an einem einzigen Fall an diesem Honorar aufgehängt. Geradeso, als ob die Spitex Bern ein Abbild der gesamten Spitexlandschaft im Kanton darstellt, was nicht stimmt.

Was halten Sie von diesem Honorar?

Irniger: Das ist jenseits!

Wieviel verdienen Sie?

Wiederkehr: 15 000 Franken jährlich

Irniger: Ich bin ja nicht Verwaltungsratspräsident, sondern Geschäftsleiter.

Wiederkehr: Die Löhne einzelner Angestellter geben wir nicht bekannt, sie sind aber transparent in der Lohnbandbreite den Qualifikationen entsprechend. Für eine Geschäftsleitung liegt diese zwischen 10 000 und etwa 14 500 Franken. Auf jeden Fall ist klar: Gut ausgebildetes und professionelles Personal in allen Bereichen kostet, das gibt es nicht zum Schnäppchenpreis. Wenn wir gegenüber Heimen und Spitälern konkurrenzfähig sein wollen, müssen wir bereit sein, entsprechende Löhne zu bezahlen. Wenn wir am Personal und an der Zeit sparen, dann leiden die Klienten. Wir können schon noch mehr sparen. Das führt dann aber dazu, dass wir nicht mehr alle Leistungen erbringen und die Versorgungssicherheit gewähr-

leisten können.

Was bedeutet Versorgungssicherheit?

Irniger: Es bedeutet, Klienten bei der Anmeldung innerhalb von 24 Stunden versorgen zu können. Ein Beispiel: Wenn uns das Spitalzentrum heute ankündigt, einen Patienten am Nachmittag zu entlassen, sind wir noch am selben Tag, spätestens aber am folgenden Morgen im ersten Einsatz. Das können wir nur, wenn wir die finanziellen Mittel für genügend Personal haben. Andernfalls müssten wir sagen, wir kommen nächste Woche, jetzt könnt ihr den Patienten noch nicht entlassen. So funktionieren die privaten Spitexorganisationen: Entweder sie haben das Personal, oder sie haben es nicht. Dann weisen sie die Klienten an uns weiter, die öffentliche Spitex.

Wiederkehr: Wenn wir das mit der Abrechnung eines Handwerkers vergleichen, der eine Steckdose auswechselt, dann verrechnet dieser die Zeit für den Weg und die Arbeit, das kostet mindestens 120 Franken. So viel verrechnen wir unseren Klienten nie. Dank den Geldern des Kantons können wir für unsere Leistungen weniger verlangen als ein Elektriker. Ohne diese Gelder könnten wir das niemals.

Irniger: Ja, sonst machen wir Kostenwahrheit und dann kostet eine Stunde Einsatz 120 Franken. Dann bilden wir die Vollkosten ab, und verrechnen sie den Klienten – die diese vielfach nicht mehr bezahlen können ...

Wiederkehr: ..., weil in der Stadt Biel viele Menschen leben, die Ergänzungsleistungen beziehen, in den Pflegeheimen sind es 75 Prozent. Auch viele unserer Klienten sind EL-Bezüger. Deshalb sind wir darauf angewiesen, dass öffentliche Gelder fliessen.

Irniger: Jede Leistung hat ihren Preis. Wenn man uns immer mehr Geld wegnimmt, geht irgendwann die Rechnung nicht mehr auf.

Wiederkehr: Vor 20 Jahren hat noch niemand von einem Master in der Pflege gesprochen. Heute sind die Anforderungen an die Qualität gestiegen, was im-

mer besser ausgebildetes Personal erfordert. Diese Fachleute haben heute andere Löhne als früher.

Der Markt für Pflegekräfte ist ausgetrocknet. Was tun Sie dagegen?

Irniger: Wenn man ausgebildetes Personal will, dann muss man ausbilden. Das heisst, wir sind schon bei der Erstausbildung zur Fachfrau und Fachmann Gesundheit am Ball. Wir haben aktuell ein

gutes Dutzend Lernende, bilden aber auch Studierende der Fachhochschule aus. Wir bemühen uns, gute Auszubildner zu sein, damit diejenigen, die wir ausgebildet haben, uns auch erhalten bleiben, oder wieder zurückkehren.

Wieviele Stellen sind derzeit unbesetzt?

Irniger: Im Moment etwa sechs Stellen, meist Teilzeit. Praktisch niemand arbeitet zu 100 Prozent in der Pflege. Der Beruf ist physisch wie auch psychisch belastend. Zudem sind viele unserer Angestellten Mütter, die auf Teilzeitstellen angewiesen sind. Da ist die Spitex mit ihren Anstellungsbedingungen und Arbeitszeitmodellen interessant.

Wiederkehr: Die Einsatzplanung ist mit so vielen Teilzeitangestellten aber nicht so einfach zu händeln. Die Abwesenheiten sind eine Herausforderung für die Organisation. Wenn schon Personalmangel besteht und dann im selben Team zwei Frauen im Mutterschaftsurlaub sind, die niemand ersetzen kann, wird es schwierig.

Zurück zu den sechs offenen Stellen: Kann das Team diese noch kompensieren oder ist es am Limit?

Irniger: Im Moment geht es noch. Wir sind gut ausgelastet, aber noch nicht so unter Druck, dass dies zu vielen Überstunden führt. Die Arbeit nimmt zwar zu, aber im Vergleich zum letzten Jahr haben wir gleichzeitig wesentlich weniger Absenzen wegen Krankheit. Das werten wir als Ergebnis unserer Bemühungen um ein gutes Betriebsklima.

Wiederkehr: Auch das Personal im Gesundheitswesen muss für sich selber ein Gesundheitsbewusstsein entwickeln.

Denn nur, wenn die Leute gesund sind, können sie sich auch im Betrieb voll einbringen. Letztlich kommt dies dann unseren Klienten zugute. Wir schulen unsere Mitarbeiter darin, auf sich selber acht zu geben.

In Ihrem Jahresbericht steht, dass die Pflegestunden um über zwölf Prozent gestiegen sind und den Pflegenden pro Patient durchschnittlich 32 Minuten bleiben. Das klingt nach Massenabfertigung.

Irniger: Das ist ein Durchschnitt aller Einsätze, die täglich variieren. Wir haben etwa 195 000 Einsätze pro Jahr. Manche dauern nur ein paar Minuten, manche mehrere Stunden.

Besteht Druck auf die Pflegenden, ihre Arbeit immer schneller zu verrichten?

Irniger: Der Druck auf unsere Mitarbeiter entsteht, weil sie viele Klienten täglich besuchen müssen. Und sobald es Stau gibt im Strassenverkehr oder die Wetterverhältnisse schwierig sind, kommen sie in Zeitnot. Da wird es für sie dann oft schwer, die Ruhe zu bewahren.

Wiederkehr: Man muss aber schon sagen, dass eine Entwicklung hin zu mehr Druck stattgefunden hat, bedingt durch die Auflagen der Krankenkassen und des Kantons. Auf der einen Seite stehen die steigenden Prämien, auf der anderen die Sparmassnahmen. Früher hatten die Pflegenden noch Zeit, mit den Klienten zu plaudern. Das ist heute vorbei. Es gibt keine verfügbare Zeit mehr, einfach so beim Klienten zu verweilen. Das ist passé, das bezahlt niemand mehr.

Bekommt eine Mitarbeiterin einen Rüffel, wenn sie mal fünf Minuten länger bei einem Klienten bleibt, weil er gerade einen schlechten Moment hat und Trost braucht?

Irniger: Nein, auf keinen Fall. Wir sind doch kein Industriebetrieb, wo am Fließband gearbeitet wird. Es gibt immer Situationen, bei denen man bei einem Klienten vor Ort halt nicht den

«Wir pflegen sogar einen Patienten mit einem externen Herzen zuhause.»

Markus Irniger

Courant normal feststellt, sondern da ist etwas passiert, für das man mehr Zeit erfordert – im Rahmen dessen, was möglich ist. Solche Vorkommnisse führen eher dazu, dass wir hellhörig werden, nach den Ursachen forschen und falls nötig, entsprechende Massnahmen einleiten.

Wie hat sich die Arbeit bei der Spitex verändert?

Irniger: Patienten werden heute viel früher aus dem Spital entlassen. Das Spitalzentrum hat mit uns abgeklärt, ob eine Versorgung während der Nacht möglich ist. Das hat uns vor drei Jahren veranlasst, ein Team für die Nacht zusammenzustellen. So können auch Klienten mit komplexen Diagnosen, die eine Pflege während 24 Stunden benötigen, eher wieder nach Hause.

Können Sie Beispiele nennen?

Irniger: Wenn jemand alle vier Stunden einen Verbandswechsel braucht, Nachschub an Schmerzmitteln benötigt oder umgelagert werden muss. Wir pflegen sogar einen Klienten mit einem externen Herzen, der zuhause auf ein Spenderherz wartet. Die Komplexität der Fälle hat zugenommen, was positiv ist.

Warum?

Irniger: Die Arbeit wird für unsere Mitarbeitenden interessanter. Zudem ist es auch aus gesundheitspolitischer Sicht sinnvoll: Die ambulante Versorgung durch die Spitex kostet nur einen Bruchteil dessen, was Spitäler oder Pflegeheime für einen Tag verrechnen.

Wenn ein Patient während 24 Stunden Betreuung benötigt, muss er unweigerlich ins Heim?

Irniger: Nicht unbedingt. Je nach Fall arbeiten wir auch mit anderen Institu-

Sitzwachen zur Verfügung stellen, wenn der Klient nachts nicht medizinische Hilfe braucht, sondern einfach nicht alleine sein will. Den medizinischen Teil decken dann wiederum wir ab.

Welche Menschen beanspruchen solche Leistungen?

Irniger: Solche mit Angstzuständen, oft aber auch Menschen in einer Palliativ-Situation. Also zum Beispiel Patienten mit mehreren Krankheiten am Ende ihres Lebens. In solchen Fällen arbeiten Fachleute der Spitex zusammen mit Freiwilligen, Mitarbeitern von anderen Organisationen, dem Arzt und den Angehörigen. Das nennt man dann integrierte Versorgung. Sie ermöglicht es Menschen, die das wünschen, in Würde zuhause sterben zu können. Hierbei ist die Vernetzung zentral. Auch das ist eine der Aufgaben, die wir wahrnehmen. Solche Situationen erleben wir aber nicht nur bei älteren Menschen, sondern auch in der Kinderspitex.

Um was für Kinder geht es dabei?

Irniger: Das können schwerstbehinderte Kinder sein, aber auch solche, die beatmet werden müssen oder sterbende Kinder. Oft sind unsere Fachleute während der ganzen Nacht am Bett.

Wiederkehr: Ein solches Angebot gab es vor 20 Jahren noch nicht, da kann man von einem Erfolgsmodell sprechen. Wir haben in den Kinderspitälern in Bern und auch in Biel bei den Ärzten viel Aufklärungsarbeit geleistet um aufzuzeigen, was wir alles anbieten können.

Blicken wir in die Zukunft – was kommt auf die Spitex zu?

Wiederkehr: Gerade heute habe ich den Bericht der städtischen Heime gelesen, der demnächst im Stadtrat behandelt wird. Wir haben in Bieler Heimen viele Bewohner mit einer tiefen Pflegestufe, die eigentlich gar nicht im Pflegeheim sein müssten. Mit über 40 Prozent sind wir in Biel gegenüber dem schweizerischen Durchschnitt überdotiert. Dabei ist klar: Das Pflegeheim ist wesentlich teurer als die Spitex. Künftig werden in

Bieler Heimen weniger Betagte aufgenommen, die noch nicht in ein Heim gehören. Das bedeutet, die Spitex wird mehr Menschen versorgen müssen.

Heisst das, dass Menschen aus den Heimen hinaus müssen?

Wiederkehr: Das nicht, aber man nimmt weniger neue Bewohner auf, wenn sie noch nicht pflegebedürftig genug sind. Die Pflegeplätze im Kanton werden reduziert, denn die kosten. Pflegeheime werden keine mehr einfach so gebaut. Hier hat ein Kulturwechsel stattgefunden: Das klassische Altersheim, wo man hinging, wenn man alt war, gibt es nicht mehr. Dieser Wechsel ist in Biel noch nicht vollzogen.

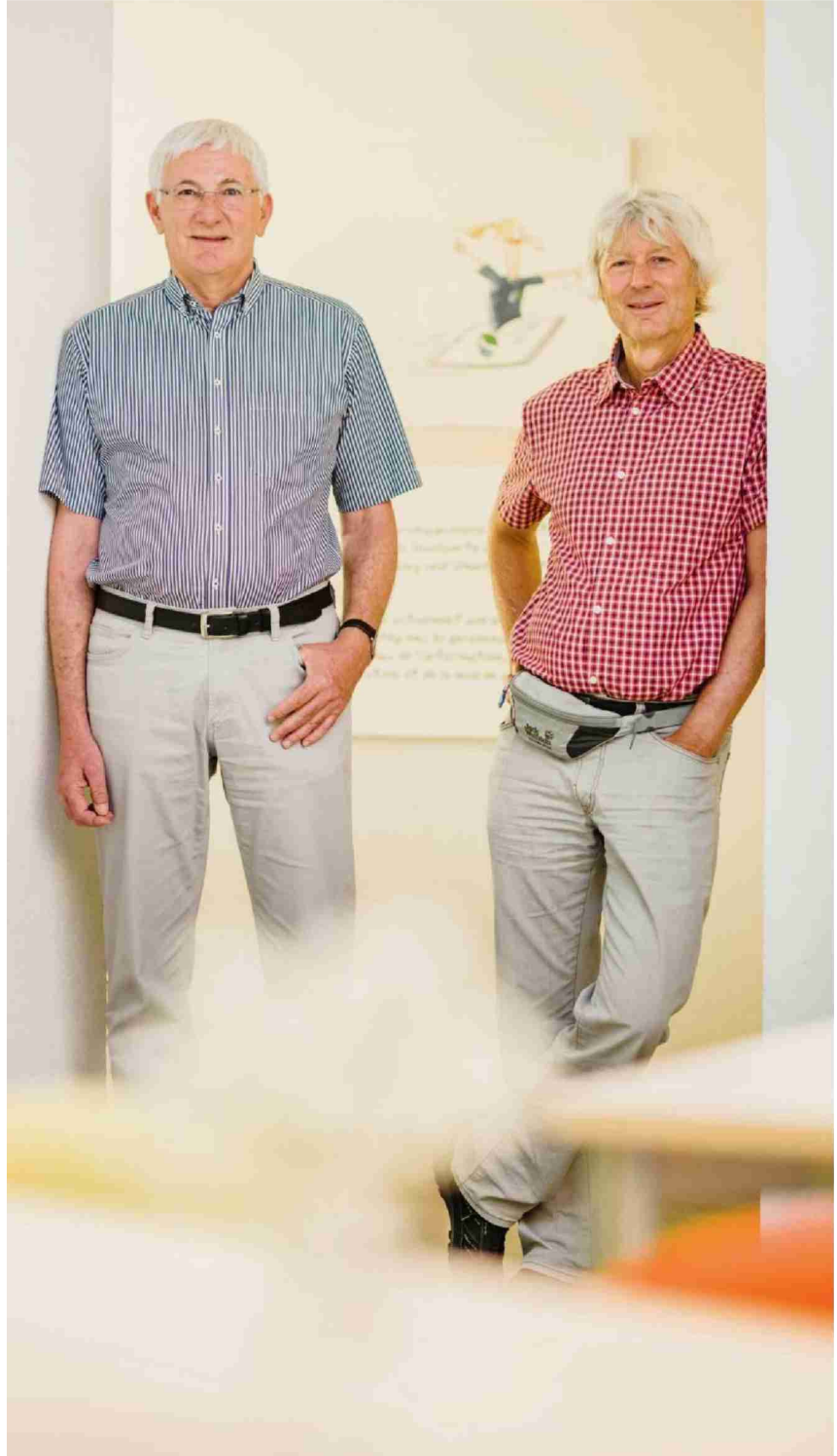
Irniger: Die Strategie lautet «ambulant vor stationär». Deshalb hat man vor Jahren die Pflegeplätze im Kanton bei 15 500 plafoniert. Relativ gesehen sind das immer weniger Plätze, gemessen an der Gesamtzahl älter werdender Personen. Somit steigt das Volumen in der ambulanten Versorgung.

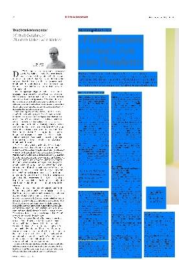
Wiederkehr: Abgesehen von ganz seltenen Ausnahmen können wir keine Klienten ablehnen. Und solange das so ist, werden wir weiter wachsen. Heute ist unsere Organisation doppelt so gross als vor 20 Jahren.

Irniger: Die Zahl der Migranten unter unseren Klienten wird steigen. Dies wird uns in sprachlicher und kultureller Hinsicht herausfordern. Ein weiterer Punkt ist der finanzielle Druck. Noch ist unklar, in welche Richtung sich dieser entwickelt.

Markus Irniger (links) und Martin Wiederkehr blicken wegen der Sparmassnahmen des Kantons besorgt in die Zukunft der Spitex.

Matthias Käser





Zur Person

Markus Irniger

- 57, drei erwachsene Kinder, lebt in Lyss
- Beruflicher Werdegang im Management (Gesundheitswesen)
- War unter anderem **Regionaldirektor bei der Krankenkasse Swica** in Bern
- Vorstandsmitglied Spitexverband Kanton Bern
- Hobbys: Wandern, Skifahren, Reisen
- Seit sieben Jahren Geschäftsleiter der Spitex Biel-Bienne Regio

Martin Wiederkehr

- 64, Lehrer, Berater Berufsbildung
 - Präsident der **Spitex Biel-Bienne Regio seit 2005**
 - Stadtrat Biel, SP
 - Hobbys: Diverse sportliche Aktivitäten
- bjg*

Link: Spitex Biel-Bienne Regio:
www.spitex-biel-regio.ch